

nerungswert besitzen, da sie von Menschen stammen, die uns lieb und teuer waren, sondern die ihre Paktm-Pietät auf alle Gegenstände ausdehnen, mögen sie vom Zahn der Zeit noch so sehr benagt sein. Hensellose Töpfe und Tassen haben vielleicht noch einen Zweck, da sie zum Aufheben von Speiseresten dienen können. Zerbrochene Teller aber, an denen man sich meist im ungewohnten Augenblicke schneidet, haben jede Existenzberechtigung verloren. Sie gehören auf den Schrotthaufen und mit ihnen alle Schlüssel, die zu keinem Schloße passen, stürbe ohne Hüden, zerprungene Einmachegläser oder dergleichen Sachen, die in einzelnen Haushaltungen sorgsam aufbewahrt werden. Wenn der Geist des Fortschrittes dem Anhalten solcher Schätze ein Ende machte, würde manche Bodenammer entlastet und mancher Umzug erleichtert werden.

Berlin-Paris-London.

Versuch einer Vergleichs-Studie.

Von Dr. E. Kolbe.

Wer von uns das Berlin vor 100 Jahren, also 1808, könnte gesehen haben, würde der das Berlin von heute wiedererkennen? Wohl kaum! Keine größere Stadt Europas hat in so raschem Tempo solche Wandlungen durchgemacht, wie Berlin innerhalb eines Jahrhunderts, namentlich aber seit 30 bis 40 Jahren. Noch der Krieg von 1870/71 sah Berlin eigentlich nur als größere Provinzialstadt; es hatte auch viel an ihm von alter Zeit, und allem Neuen war aus mehrfachen Gründen jeder Weg gesperrt. Als man aber anfing, mit allem Alten, mit dem ganzen Hausrat aus Urgründerzeit auszuräumen, da gab es keinhalten mehr, und man wird nicht ruhen, bis auch der letzte mittelalterliche Stein aus Berlin verschwunden ist. Freilich, das alte Berlin hat viele Netze, viel Altes, Schönes, Idyllisches eingebüßt; es ist kein Weltstadl. — Man arbeitet an einem neuen Berlin, aber nicht so, daß man es anderswo errichtet und das alte verfallen läßt, — das wäre unpraktisch, — nein, ganz so nebenher vollzieht sich der Wandel, daß das Alte erhebt sich das Neue; und ebenso nebenher vergrößert sich das Reichbild von Berlin immer mehr, entstehen neue Stadtteile, da, wo vor 2, 3 Jahren noch Felder wuchsen. Einen großen Anteil hieran gab die steigende Vermehrung aller Verkehrsmittel.

Schauen wir jetzt einmal auf Paris! Hier ist zwar ebenfalls eine permanente Vergrößerung zu konstatieren, nicht aber oder mindestens weniger eine Veränderung des Alten, Verlebten. Ich bin zwei Mal in Paris gewesen, zwischen beiden Malen lag ein Zwischenraum von dreißig Jahren. Ich dachte, ich würde mich in Paris nicht mehr wiederfinden; aber es ging vortrefflich; da waren noch dieselben alten Straßenzüge, teilweise frumm und eng, dieselben einströmigen Häuserreihen, dieselben öffentlichen Plätze und Anlagen wie ehemals. Selbst die Verwüstungen der Gewalt Herrschaft scheinen nur wenig Veränderung bewirkt zu haben. Aber neben dem Alten besteht bereits alles Neue, Moderne, aller Komfort. Vielfältig und ausreichend sind die Verkehrsmittel, mußerhaft die Wohlfahrts-Einrichtungen, glänzend und rege Handel und Verkehr. An Einwohnerzahl hat Paris nicht in dem Maße wie Berlin zugenommen; der Zugang aus der Provinz ist hier nicht so groß. Ich möchte fast annehmen, Paris hat die ihm bestimmte Höhe bereits erreicht, es wird sich eine Zeit lang auf derselben Höhe erhalten und dann — langsam rückwärts gehen — ein Prognostikon, das für Berlin in absehbarer Zeit noch nicht festzustellen sein würde.

Im Triptolium der europäischen Weltstädte steht obenan London, und wird diesen Platz wohl immer behaupten. Während Groß-Berlin nur etwas über 3 000 000, Paris kaum soviel Einwohner hat, zählt London mit seinen Vorstädten bereits 8 000 000, eine Zahl, die sich prognostisch in 50 Jahren verdoppeln dürfte. Allerdings sind hierin einbezogen sechs ohnehin volkreiche Vororte: Middlesex, Surrey, Kent, Essex, Hertfordshire und Berkshire. Diese sowohl wie London selbst vergrößern durch Bebauung jetzt brachliegender Flächen fortwährend die Stadtgebiete, die Zahl der Einwohnerzahl, — das heinere Meer eines modernen Babel. Auch London hat vorzügliche, aber lange noch nicht genügende Verkehrsmittel, die kommunalen Einrichtungen stehen mit denen von Berlin auf gleicher Höhe. Die Pflege adäquaten Komforts steht überall hier obenan. Aber merkwürdig: Reisende, denen es auf eine etwas höhere Gestaltung ihres Reiseplans nicht ankommt, — Reisende, die neben Komfort auch saftreiche andere, örtliche Annehmlichkeiten haben wollen, sie wählen Berlin zu

mehrtägigem, zu oft wochenlangem Aufenthalt. Vielleicht ist hier die „Wichtig“ aller neuzeitlichen Anordnungen eine so glückliche, daß die besten anderen, viel größeren und schätzbaren Großstädte in den Schatten gestellt werden. Vielleicht aber ist es auch der Anfang der Erfüllung einer Prophezeiung von hochhebräer Stelle: Berlin soll die schönste Stadt der Welt werden!

Modewunderlichkeiten.

Von Adele Schreiber.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die Stärke zum ersten Male in England eingeführt worden, aber erst in den Zeiten der Königin Elisabeth wurde das Streifen der Stärke mit Stärke allgemein Mode. Eine Holländerin Namens Gulliam, die Frau des königlichen Leibschneiders, welche diese Kunst verstand, gewann die Gunst der Königin, die sie als Aufseherin der königlichen Stärke anstellte. Ihr Ruf verbreitete sich nun bald weit und breit durch das ganze Königreich, und die Damen des vornehmsten Adels begaben sich in die Lehre zu Mrs. Gulliam. Von nun an sah man in den feinsten Gemächern nichts als Stärkeschneideln, Bannen und dergleichen Dinge mehr, die wir in unserer Zeit nur in den Wäffstetlern finden. Das Stärken und Bannen wurde damals von den elegantesten Damen in Gegenwart der Herren betrieben, wie heute das Zitzen und das Klavier spielen. Diese Liebhaberei ging so ins Volk, daß eine Holländerin Mrs. Dingham von der Klasse als Professorin der Stärkekunde nach London berufen wurde. Sie wurde von den Damen des vornehmsten Adels mit solcher Freude aufgenommen, wie etwa in unseren Tagen ein berühmter Tenor oder Klaviervirtuose, und man zahlte ihr für die Unterrichtsstunden 5 Pfund Sterling und 1 Pfund als Entgelt für die Stärke. — Schon frühe hatte man angefangen, bunte Farbe in die Stärke zu mischen. Als Königin Elisabeth aber alt wurde und überhand wunderliche Gebräuche bekam, da ergriß sie ganz plötzlich ein Haß gegen die „e l a u t e P a s s e“ — aus welchem Grunde, das ist unbekannt — und sie erließ einen Befehl, daß niemand dergleichen mehr tragen dürfe.

Eine andere Modewunderlichkeit ist, wie schon in früheren Zeiten, auch jetzt wieder einmal an der Tagesordnung. Die Modenarinnen von Paris bezeichneten früher mit dem Ausdruck „blod hard“ (impertinent blond) eine Haarfarbe, die schon seit dem Altertum in der Damenwelt einer großen Vorliebe sich erfreute. Schon die Schönen des alten Rom schwärmten für rote Haare und waren meistens einer aus Ziegenmilch und Nymphenmilch bereitetem Rosennade (marrum) bemüht, ihren eigenen Haar die rotblonde Farbe zu geben. Cesare Vecellio, Titians Sohn, teilt in seinem „Libro antichi e moderni di tutto il mondo“ (Venezia 1590) das Mittel mit, durch welches die Schönen Venedigenerinnen ihrem Haupthaar diejenige Farbe zu verleihen verstanden, welche sein Vater durch seine Porträts so berühmt gemacht hat, daß man noch heute von den Titianischen Blondinen spricht. Lord Byron schreibt in einem un veröffentlichten Briefe vom 1. November 1821: „Die Venedigianischen Damen tragen mittags, wenn die Sonne am meisten brennt, auf die Terrasse ihres Palazzo, das Haupt mit einem feinen Strohhute (solano) bedeckt, welcher das Gesicht gegen die Sonnenstrahlen abschützt, und lassen sich ihr Haar mit gewissen Öfenzen solange von einer Dienerin bearbeiten, bis es die gewünschte rotblonde Farbe hatte.“ Ueber die angeordneten Öfenzen enthält ein altes, von Feuilleton de Gouffes unter dem Titel: „Les femmes blondes de l'école Vénitienne“ neu veröffentlichtes Buch des 17. Jahrhunderts „Recitatio della contessa Nani“ das Nähere. Aber schon zur Zeit der Antonine verstand man die Kunst, das Haar rot zu färben. Gensdarmmann ist der Satiriker Lucian in seinen Dialogen und Tröppchen Novus, welcher in seiner Epitome die Nezepte zu den angewendeten Wässern und Salzen mittelt. Aus demselben Lucian erfahren wir auch, daß schon zu Zeiten des Kaisers Marcus Aurelius die Mode der Stärke (Stärke) und Chignonus in Rom bestand. Er schreibt: „Man erhitte eiserne Kläbgen, um Loden zu brennen, welche die Natur verlangt hat. Dieselben müssen die Stirne fast bis zu den Augenbrauen bedecken. Die Loden des Hinterhauptes müssen bis auf die Schultern fallen.“

Sinnspruch.

Die Fremde kennst du nicht, wenn du nur Fremden kennst. Dir selbst das ganze Licht, wenn du's in Straßen erkennst. M i c h e r t.

Verantwortlich: Chef-Redakteur Dr. Klaus Buchmann; Druck der E. Wittich'schen Holzschneiderei — beide in Darmstadt.